

8. Die Krypta von St. Paulin zu Trier.

Hierzu Taf. VII.

Gutachten

über das Reliquien-Grab des heil. Paulinus und die Herstellung der Krypta mit ihren Grabstätten.

Auf dem an Erinnerungen so reichen Boden von Trier nimmt die Oertlichkeit um St. Paulin und die Kirche selbst ein hervorragendes Interesse in Anspruch. Geschichtliche Ueberlieferungen und zahlreiche Funde bezeugen wechselseitig die Thatsache, dass an diese Stätte vielfache Aeusserungen römisch-christlichen Lebens sich knüpfen. In ihrer heutigen Erscheinung lässt die Kirche nicht vermuthen, dass überhaupt Spuren älterer Zeit sich darin erhalten hätten. Wohl wölbt unter dem Chore sich eine Unterkirche, und eine Anzahl von Hochgräbern sind einzeln und in Gruppen darin aufgestellt. Alles trägt indess den Charakter des vorigen Jahrhunderts, so dass jede Hoffnung, hier noch auf Zeugnisse aus christlicher Vorzeit zu stossen, nahezu ausgeschlossen schien. Und doch sollte unter der Hülle, welche die Barock-Zeit darüber ausgebreitet hat, sich der alte Kern in einer so vollkommenen Erhaltung finden, wie es kaum sonstwo der Fall sein dürfte.

Im Hinblick auf eine würdigere Instandsetzung der Unterkirche suchte man u. a. auch einen Einblick in das Innere des mächtigen Hochgrabes zu gewinnen, das angeblich die Gebeine des heil. Paulinus, Bischofs von Trier (351—358) enthalten sollte. Das Ergebniss war derart, dass die bischöfliche Behörde von Trier sich der Sache alsbald annahm und eine eingehende Prüfung und Begutachtung des Fundes nach allen seinen Beziehungen veranlasste. Der Auftrag ward mir zu Theil, und ich unterzog mich demselben in den Tagen vom 20. bis 25. Juni 1883. Meine Wahrnehmungen und Anschauungen legte ich in einer an den hochwürdigsten Bischof von Trier, Dr. Mich. Fel. Korum gerichteten Denkschrift nieder. Dieselbe war, den Umständen entsprechend, zunächst nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt. Da aber die von der bischöflichen Behörde zu treffenden Massnahmen seitdem längst ihren Abschluss gefunden haben, und die Sache selbst nach der archäologischen Seite ein nicht geringes Interesse in Anspruch nimmt,

so schien es nunmehr angezeigt, den Inhalt meiner Denkschrift an geeigneter Stelle mitzuthemen. Seit der Vorlage meines Gutachtens, 18. August 1883, hat Herr Direktor Dr. Hettner zu Trier, dem ich am Schluss meiner Aufnahmen eine gemeinschaftlich mit mir vorzunehmende Besichtigung hatte verschaffen können, in der Westdeutschen Zeitschr. für Gesch. u. Kunst, 1884, Heft I. S. 30 ff. eine vorläufige Notiz über den Gegenstand veröffentlicht und in den meisten und wichtigsten Punkten meiner Darlegung beigeplichtet. Andererseits haben die Untersuchungen, welche durch Herrn Prof. Dr. Schaaffhausen¹⁾ eingeleitet wurden, ein ebenso interessantes, als meine ersten Aeusserungen bekräftigendes Ergebniss herbeigeführt. Endlich fanden die von mir vertretenen Anschauungen bezüglich der unter den Grabfunden erhobenen Stoffe von Seiten des Herrn Prof. Dr. Karabacek in Wien in brieflichem Austausch eine zustimmende Beurtheilung. Somit darf ich glauben, dass durch meine zuerst erfolgte Aeusserung über den merkwürdigen Fund der weiteren Behandlung der einschlägigen Fragen in nutzbringender Weise vorgearbeitet sei.

Befund des Reliquiengraves und seiner Einzelheiten.

Die grosse Steintumba inmitten der Krypta war eröffnet und der Deckel soweit gehoben, dass sich das Innere vollkommen übersehen liess. Es sei gleich hier bemerkt, dass der aus grauem Sandstein (wohl der Gegend) hergestellte Sarg aus einem einzigen Blocke gehauen ist. Im Innern zeigt er eine sehr lichte Farbe, wie sie bei einem aus dem Alterthum stammenden Sarkophage auf den ersten Blick auffällig erscheinen mag, die sich aber aus der Aufstellung in einem von Ueberfluthung freien Gebiete und in einem offenbar verhältnissmässig trockenen Raume genügend erklären dürfte. Zudem steht der Sarg nicht unmittelbar auf dem Boden, sondern ruht auf einer beträchtlichen Untermauerung. Die Geneigtheit, der Tumba ein höheres Alter beizumessen, als es auf den ersten Blick die Barockausstattung des Aeusseren anzuzeigen scheint, wird entschieden dadurch bestärkt, dass die Innenwände mit Sorgfalt in jenem sphärischen Schlage bearbeitet sind, der ihnen das geriefelte oder strigulirte Ansehen gibt,

1) Vergl. Jahrb. 1884, LXXVII, S. 238 ff.

welches ein charakteristisches Kennzeichen römischer Steinsärge und bis in's frühe Mittelalter fortwirkender Handwerksübung ist. Ob im vorigen Jahrhundert in dortiger Gegend ein solcher Brauch, namentlich beim ersten Bossiren der Werkstücke in den Steinbrüchen, noch bestand, vermag ich nicht festzustellen. Aber auch selbst das würde nicht unbedingt gegen hohes Alter des Paulinus-Sarges sprechen, sondern würde nur eine seit unvordenklichen Zeiten bestehende Gewohnheit, wie in den seit anderthalb Jahrtausend ausgebeuteten Steinbrüchen der Maingegend, bezeugen. Entschieden auf frühe Entstehung weist übrigens eine am Kopfe befindliche Oeffnung dicht über dem Boden hin, wie solche in der mannigfachsten Weise bei den alten Steinsärgen zu beobachten sind. Endlich dürfte der Umstand, dass der Sarg aus einem Monolith besteht, zu Gunsten seiner frühen Herstellung anzurufen sein. Wo es im vorigen Jahrhundert vorkam, dass man ältere Begräbnisse mit neuen Sarkophagen umgab, sind namentlich bei grossen Massverhältnissen, wie z. B. bei dem Grabmal von Einhart und Emma zu Seligenstadt, und geradeso bei den Grabmälern der 7 Rathsherren in der Paulinus-Krypta solche Tumben aus schweren Plattenstücken zusammengestellt. Auch wurde gern, wie im angezogenen Fall, statt des schlichten Sandsteines der aufwändigere, glänzendere Marmor herangezogen, ein Material, das auch in Trier zu jener Zeit reichlich Verwendung fand. Wenn nun hier ein einfacher Monolith von Sandstein die Gebeine des heil. Paulinus umschliesst, so liegt, mit Rücksicht auf die vorbemerkten Eigenthümlichkeiten, die Vermuthung nahe, dass es jener alte Steinsarkophag sei, worin die Reliquien nach der Auffindung 1072 eingebettet waren. Bei der grossen Pietät, womit trotz der weitgehenden Erneuerungen im vorigen Jahrhundert die alten Ueberlieferungen bewahrt wurden, liegt die Annahme nahe, dass man sich damit begnügte, lediglich das Aeussere im Zeitgeschmacke umzugestalten, das Reliquiengrab in seinem Kern aber unversehrt zu erhalten. Dass übrigens ein solches Vorgehen technisch möglich war, ist keineswegs zu bezweifeln. Vergleicht man z. B. jene mächtige mittlere Tumba in dem freiliegenden Grabgewölbe auf dem Friedhofe vom heil. Matthias mit den geringen Wandungsstärken der Paulinustumba und deren immer noch mächtigen Deckel mit jener Riesenlast auf dem angezogenen Grabmal, so erscheint eine Ummodelung in der bezeichneten Richtung ganz wohl ausführbar. Ueberdies könnten noch gewisse Eigenthümlichkeiten, dass z. B. die gebuckelten Schilde an den Langseiten eingesetzt sind, gleichfalls zur Unterstüzung der hier vertretenen

Ansicht angerufen werden. Jedenfalls dürfte diesem Punkte entsprechende Beachtung zu schenken sein¹⁾.

Treten wir indess der Bewahrung der Reliquien näher. Da die Entnahme der Gebeine gleich nach der Eröffnung der Tumba erfolgte, und dieselben nach ärztlicher Besichtigung unter behördlichen Verschluss gelegt worden waren, so entbehrte ich der näheren Kenntniss ihrer Beschaffenheit. Nach meiner Meinung wäre es namentlich von Werth festzustellen, ob eine Art von Mumificirung, wie solche nach dem alten Fundberichte und einzelnen sonstigen Anhaltspunkten fast zu vermuthen wäre, nachweisbar ist. Zu der Annahme einer sehr sorglichen Balsamirung berechtigen nämlich die bedeutenden Reste von harzartigen Stoffen²⁾, die theils unvermischt, theils mit vegetabilischen Resten innig vereinigt sind, wie es die Probe der Verbrennung beweist, zur Stunde noch von ihren aromatischen Eigenschaften bewahrt haben. Eine solche mumienartige Behandlung der Leiche war aber nicht nur aus Gründen der Verehrung, sondern ganz besonders mit Rücksicht auf die Ueberführung aus so weiter Ferne entschieden angezeigt. Zudem würde diesem Umstand die bei der Eröffnung im Jahre 1402 hervorgehobene Vollständigkeit der Erhaltung der Leiche im Ganzen und ihren einzelnen Theilen zuzuschreiben sein. (Vergl. *Collatio Friderici ppi* bei Schmitt, Kirche d. h. Paulin S. 183 „velut integrum hominem et absque membrorum corruptione“). Welchem Zeitpunkte die Balsamirung zuzuschreiben wäre, liesse sich vielleicht noch aus einer sorglichen Untersuchung der Gebeine und der Beigaben feststellen. War dieselbe nämlich gleich nach dem Tode bewirkt worden, so liessen sich möglicherweise, nach Analogie anderer mumificirter Körper, noch Theile der mit den darumgeschlungenen Binden vereinigten Haut erkennen. Finden sich aber solche Stoffreste, welche mit den anliegenden Körpertheilen zu einem geradezu unzertrennlichen Ganzen sich verbinden, gar nicht vor, so wäre wohl anzunehmen, dass die Umhüllung mit Stoffen, wie sie die *Collatio Friderici ppi* a. a. O. bereits erwähnt, und die Zugabe von Aromaten erst bei Gelegenheit

1) Hettner a. a. O. S. 31, pflichtet dem bei, indem er sagt, dass die Vermuthung, nur die äussere Bearbeitung sei neueren Ursprungs, der Sarg selber aber dem Mittelalter angehörig, mehr als wahrscheinlich ist.

2) Die Qualität des Harzes im allgemeinen ist festgestellt. Dass die Farbe dunkel geworden, thut zur Sache nichts. Vergl. Prof. Dr. Schaaffhausen's Ausführungen über diesen Punkt a. a. O. S. 241.

der Ueberführung nach Trier sei vorgenommen worden. Jedenfalls musste zu diesem Zweck der ganze Körper in seiner natürlichen Lage fest zusammen gebunden worden sein. Zu dieser Behandlung dürften dann auch ausser den seidenen Umschlagtüchern, jene flockigen Seidenfasern gedient haben, welche noch jetzt an der Innenseite der Seidenstoffe haften und sich in beträchtlicher Menge vorgefunden haben. Unter allen Umständen sprechen aber die bei den Gebeinen vorgefundenen Beigaben von der vorzüglichen Sorge, welche man auf die Umkleidung der Reste des heil. Paulinus verwandte. Zunächst sei noch darauf verwiesen, dass in den geriesartigen Aromaten eine grosse Menge der feinsten Goldfäden, freilich in kleinen und äusserst zarten Resten sich vorfinden. Dieselben erscheinen unter dem Mikroskop als flache Gebilde von äusserster Feinheit; in keinem Falle konnte ich eine Verbindung mit einem Faden entdecken, um den sie etwa wären geschlungen gewesen, so dass sie möglicherweise ganz selbständig als Einschlag oder Musterung einem hochfeinen Gewebe konnten eingebunden sein. Da gerade im Augenblicke die Frage über die Herstellung und Beschaffenheit der in der alten Kunstweberei verwendeten Goldfäden und insbesondere das *filum auri Cypriaci* lebhaft erörtert wird und lichtgebende Untersuchungen darüber geführt worden sind, so dürfte es sich empfehlen, diese Reste von Goldfäden einer Begutachtung durch competente Beurtheiler zu unterwerfen. Gleich hier sei jedoch bemerkt, dass Reste eines von Goldfäden durchzogenen Stoffes im Provinzial-Museum zu Trier, der in einem anscheinend fränkischen Thongefässe bewahrt wird und wohl auch aus dieser Zeit stammt, einen in mehrfacher Hinsicht interessanten Vergleich gewährte. In diesem Falle ist vor allem der Goldstreifen beträchtlich derber und weiterhin ziemlich lose um den als Folie dienenden Faden geschlungen. Gegenüber der niedrigen Technik dieses Beispiels sind die aus dem Paulinus-Grabe stammenden Reste von ganz hervorragender Vollendung und weisen ebensowohl auf ein Gewebe von der höchsten Kostbarkeit und Feinheit, wie eine hochentwickelte Industrie, welcher es entstammte. Im ganzen Beweis für das Alter, wie die unveränderte Bewahrung des Grabinhaltes verdient das Vorkommen dieser Reste von Goldgeweben besondere Beachtung und darf nach meinem Dafürhalten zum Zeugnisse für die von der Tradition bezeichnete Zeit der Bestattung, beziehungsweise Ueberführung aus dem Orient nach Trier angerufen werden.

Bei der Eröffnung der steinernen Tumba fand sich im Innern ein regelmässig rechteckig geformter Holzsarg vor. Der Boden war

gänzlich zerfallen. Dagegen ist der Sarg in dem Obertheil noch vollständig erhalten; die mit Schwalbenschwanz verbundenen Kanten schliessen an allen Seiten und werden durch verkröpfte Eckbeschläge entsprechend verstärkt. Der Deckel hat nur wenig an einer schwachen Stelle verloren, ist aber jetzt der Länge nach gerissen und verzogen. Angesichts der Fundverhältnisse und der ganzen Ausstattungsweise dieses Holzсарges stehe ich nicht an, diesem Stücke unter rein archäologischem Gesichtspunkte einen ganz eminenten Werth und für die Bezeugung der Tradition die höchste Wichtigkeit beizumessen; denn es dürfte wohl kaum in einem anderen Fall ein Holzсарg, der in ein so hohes Alter hinaufreicht, in so wohl erhaltenem Zustande aufgefunden und der kirchlichen Alterthumskunde ein so vorzügliches Beispiel von der Ausstattung eines Reliquiengrabes bekannt geworden sein, das alle Merkmale spätrömischer Zeit an sich trägt.

Im Einzelnen betrachtet, fesselt zunächst das Holz des Sarges die Aufmerksamkeit. Die im Verhältniss zur Grösse sehr schwachen Bretter, welche an den Schmalseiten 0,02 m, an den Langseiten 0,015 m stark sind, sind sorglich gerichtet und theilweise rein gehobelt; sie zeigen ein feines, weichschlichtiges Holz, das beim Schneiden glänzend, seidenartig erscheint und durch sein Fasergewebe sich als einer edlen Coniferenart angehörend kennzeichnet. Das Holz der amerikanischen Ceder bietet für uns einen naheliegenden Vergleich. Der Thatbestand unterstützt somit die Relation des Propstes Friedrich (a. a. O. S. 183 vergl. S. 72 u. 475 „tumba . . . de quodam nobili, nobis tamen ignoto ligno“), im Anschluss an welche der Sarg aus Cypressenholz gefertigt bezeichnet wird. Ob dies in der That der Fall ist, mag durch Sachverständige¹⁾ entschieden werden; jedenfalls gehört das Holz keinem unserer gewöhnlichen Waldbäume an. Dass es kein Bedenken hatte, überhaupt kostbare Hölzer zu diesem Zwecke zu beschaffen, versteht sich ganz von selbst. Noch verdient die sehr sorgliche Ausführung der Lade hervorgehoben zu werden. Die Holzstärke ist auf's Aeusserste beschränkt, die Bretter sind, wie bemerkt, theilweise rein gehobelt, die Eckverbindungen auf's Genaueste gerichtet; der Deckel ist an den

1) Prof. Dr. Schaaffhausen a. a. O. S. 240. Die mikroskopische Untersuchung des Holzes von der Paulinuslade legte die Annahme durchaus nahe, dass das Holz von der Ceder des Libanon herrührt; ebenso die darin vorgefundenen Hobelspähne. Vergl. S. 241, wonach es gar zweifellos sei, dass das Holz von der echten Ceder des Libanon stammt.

Seiten abgefasst und fügt sich eng in den scharf geschnittenen Falz der Seitenwandungen; endlich war ein eigenartiger Verschluss mittels vom Deckel nach dem Inneren durchgeschlagener Holzzapfen hergestellt, wodurch das Aufziehen des Deckels verhindert wurde. Alles in Allem ist die Bearbeitung der Lade derart durchgeführt, dass die Relatio (a. a. O.) mit Recht von der Tumba bemerkt: „subtilissime composita“.

Die geringe Stärke der Lade führt naturgemäss zu der Erwägung, ob dieselbe wohl bei der Ueberführung aus dem Orient könne gedient haben. Undenkbar wäre es nicht; immerhin aber musste dann zum Schutz eine entsprechend starke, äussere Verkleidung angebracht werden. Nimmt man jedoch, was vielleicht die grössere Wahrscheinlichkeit für sich hat, eine neue Recondirung der Gebeine nach ihrer Ueberführung zu Trier an, so fielen jene Bedenken von selbst weg. In einer glänzenden Stadt wie Trier konnte es weder an geschickten Arbeitern fehlen, noch die Beschaffung von werthvollem Holze Schwierigkeiten bereiten, so dass aus solchen Gründen ein Einwand nicht hergeleitet werden kann¹⁾. Dass man übrigens auch der Holzlade eine vorzügliche Ausstattung geben wollte, wird, von der Ehrerbietung gegen die darin niedergelegten Gebeine zunächst abgesehen, durch die köstliche Ausstattung der Lade nahegelegt: reiche Beschläge, kostbare Seidenstoffe und werthvolle Zuthaten bedeckten die Aussenflächen, so dass die Beschaffenheit des Sarges in entsprechendem Verhältniss mit den Zuthaten selbstredend anzunehmen ist.

Die Abmessungen der Lade betragen in der Länge 1,83 m, in der Breite 0,44 m und in der Tiefe 0,315 m. Die beträchtliche Längenausdehnung gegenüber der geringen Breite dürfte auf eine sehr feste, gestreckte Verpackung des Leichnams zu deuten sein. Die Relatio *Friderici ppi* (a. a. O. S. 183) erwähnt übrigens auch schon dieses auffälligen Umstandes. Um dem Holzarge nun einen festeren Halt in sich zu geben, ist derselbe mit Bronzebändern, welche deutlich noch Spuren einstiger Vergoldung erkennen lassen, nach verschiedenen Richtungen gebunden.

Kopf- und Fussende sind in der Mitte je mit einem solchen Bande umfasst, das auf den Langseiten zungenförmig ausläuft. Ueber die Oberseite griffen in ähnlicher Weise zwei solcher Spangen weg; ihre

1) Wird von Schaaffhausen a. a. O. S. 241 bedingungsweise zugestanden, bezw. für möglich erklärt.

Spuren sind zwar auf dem Deckel erkenntlich, doch waren sie mit demselben nicht verbunden und gestatteten sonach das Herausziehen des Deckels. Dagegen war der Deckel einerseits am unteren Ende durch zwei ähnliche Bänder zusammengehalten, ohne dass dieselben übergriffen. Zu diesen Sicherungen treten an den acht Ecken der Lade noch im Winkel gebogene, früher gleichfalls vergoldete Bronzebleche hinzu, so dass damit das Holzgerüst des Sarges in einer immerhin tüchtigen Weise zusammengebunden und verstärkt war. Die Bänder sind aus ziemlich dünnem Bronzeblech hergestellt und haben eine Breite von 0,05 m. In ihrer Ausstattung sind sie nicht ganz übereinstimmend: die einen sind längs der Ränder mit einer Reihe von kleinen Buckeln, gleich Nagelköpfen, versehen, die von der Unterseite aufgetrieben sind; bei den anderen sind den Seiten entlang schmale, mit ebensolchen Buckeln versehene Streifen aus demselben Metall aufgelegt und darüber stellenweise starke Bronzenägel geschlagen. Die Zungen bei der letzteren Art bleiben ganz glatt und sind nur mit einem Nagel mit gerundetem Kopf beschlagen. Auch die Winkelbleche sind an den Rändern in ähnlicher Weise gebuckelt. Die Wahl von vergoldeter Bronze zu den Beschlägen bekundet übrigens auf's deutlichste die Absicht, die Lade in jeder Hinsicht auf's Werthvollste auszustatten.

Die eigenartige Ausstattung der Lade hatte übrigens schon bei der Eröffnung des Grabes im Jahre 1402 die Aufmerksamkeit des Probstes Friedrich erregt. In seiner *Collatio* schildert er die Einzelheiten mit zutreffenden Worten. Er fand die Lade allenthalben mit silbernen Bändern umgeben („fuit undique argenteis circumligata ligaturis“), wobei er nur in der Farbe der oxydirten Bronzebänder irrte. Ferner erwähnt er kupferne Bänder, die oben mit Silber verziert waren, woran nach seiner früheren Erzählung die Lade an eisernen Ketten aufgehängt war. („Habet quoque tumba etiam cupreas ligaturas desuper argento verniculatas quibus, ut credimus, ipsa ferreis, ut diximus, catenis suspensa.“) Ob die durch Rost in der Farbe dem Kupfer ähnlichen Eisenbänder an der Unterseite des Sarges Spuren von Versilberung damals noch zeigten, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls sind die beiden Arten von Bändern und Beschlägen hier nach ihrer Erscheinung, wie ihrer Bestimmung entsprechend auseinandergehalten (vergl. Schmitt a. a. O. S. 183).

Zur Sicherung nach unten waren nämlich eiserne Bänder an zwei Stellen um den Boden gelegt und zogen sich bis gegen die Mitte der Langseiten herauf. Die Enden dieser schlicht geschmiedeten Eisen-

bänder sind in Hacken von 5 cm Ausladung umgebogen. Leider sind die Eisentheile durch Rost stark zerstört; allein ihre Beschaffenheit, wie die Stellen ihrer Befestigung, lassen sich mit voller Sicherheit bestimmen. Bei den Resten dieser Eisenbänder fanden sich vier starke Kupferringe von 0,075 m Durchmesser und 0,015 m Metallstärke. Sie entsprechen den Hacken der Eisenbeschläge; die Hacken selbst scheinen nicht ganz geschlossen, sondern nur beigebogen gewesen zu sein, so dass die Ringe zwar darin hafteten, allein nicht vollständig umschlossen waren. Mit der fortschreitenden Zerstörung des Eisenwerks sanken sie endlich herab und wurden nunmehr am Boden des Sarkophags liegend gefunden. Die Eisenbänder in Verbindung mit den Ringen hatten jedoch, über die Sicherung des Holzsarges in seinen unteren Theil hinaus, noch eine weitere Bedeutung: sie dienten zum Aufhängen der Lade. Diese Art der Bewahrung des Reliquiars mit den Gebeinen des heil. Paulinus ist, wie bekannt, geschichtlich wiederholt bezeugt: einmal durch die Notiz, dass die Normanen die Ketten des Sarges abschlugen (Schmitt a. a. O. S. 95), anderseits durch die auf die Aufindung im Jahre 1072 bezügliche Angabe, dass der Körper des heil. Paulinus an Ketten aufgehängt entdeckt worden sei. (Schmitt a. a. O. S. 122. Vergl. S. 421 ff. und 453.)

Auf eine nähere Deutung einzugehen, wie wir uns die Aufhängung zu denken haben, und wie insbesondere die bezüglichen Stellen in der vita St. Paulini und in der Chronik des Regino (vgl. Schmitt a. a. O. S. 422) zu erklären sind, ist hier nicht der Ort. Dagegen sei noch bemerkt, dass eine ähnlich mit Eisenspangen verwahrte Lade die Gebeine des Trierischen Heiligen Modoaldus, die gleichfalls in St. Paulin geborgen waren, umschloss (Bericht der Translation vom Jahre 1107 bei Schmitt, a. a. O. S. 152). Ebenso bietet sich für die Sitte, die Gebeine der Heiligen schwebend aufzuhängen, u. A. aus dem Frankenreiche ein Beispiel, das Gregor von Tours (hist. Franc. VII. Vergl. Schmitt, a. a. O. S. 423) von den Gebeinen des heil. Syrus zu Bordeaux erwähnt.

Wie aus hier angezogenen Beispielen erhellt, war bis in die fränkische Zeit der Gebrauch allgemein, die Reliquien in hölzernen Laden zu bewahren. So wird auch von den Gebeinen der heil. Thekla, welche aus Seleucia in die Gegend von Clermont überführt worden waren, berichtet, dass sie in eine Lade aus fremdem Holze verschlossen waren (Vergl. Schmitt a. a. O. S. 475, 48). Auch Einhart in seiner für den Reliquien-Cultus so wichtigen Hist. transl. SS. Marcellini et Petri

(ed. Teulet 22 cfr. 16, 21) erwähnt nur hölzerner Behältnisse für die Reliquien. In der Verwendung von Holzsärgen trifft übrigens der hier erwiesene liturgische Gebrauch mit der allgemeinen Gewohnheit der spätrömischen und fränkischen Zeit zusammen. So war die Mehrzahl der Todten auf dem bis gegen die Mitte des 4. Jahrhunderts benützten gollo-römischen Friedhofe bei Strassburg in einfachen Holzsärgen bestattet, die mit schlichten Eisennägeln ohne weitere Beschläge zusammengehalten waren (A. Straub, *le cimetièrre gallo-rom. de Strasbourg* p. 114). Die ganze Rheingegend bietet Beispiele hiefür (Bonner Jahrb. 44, S. 199; Westdeutsche Zeitschr. II. Röm. Graeberfeld von Maria-Münster in Worms S. 29 u. s. w.). Am Mittelrhein (Rheinhessen, insbesondere Heppenheim a. d. W., Offstein) und auch in der Gegend von Trier kommen, wie eine Anzahl Funde bezeugen, Eisenbeschläge, jedoch nur der schlichtesten Art und für den nothwendigsten Verband, an Holzsärgen vor. Die Särge dieser, sowie der fränkischen Zeit waren durchweg sehr derb aus schweren Brettern zusammengesetzt und dienten auf germanischem, wie gallischem Boden häufig zur Verkleidung eines inneren Bleisarges. In wenigen Fällen sind sie mit Handhaben und Bandhacken und mit Schössern versehen. In England wurden auch Eckbeschläge nachgewiesen (Vergl. hierzu Lindenschmit, *Handb. d. deutschen Alterthumskunde I. Meroving. Zeit* S. 119 ff.); aber nirgends, selbst am Sarge Childerich's I. nicht (Chiflet, *Anast. Child. reg.* p. 80), fand sich zu den Beschlägen ein anderes Metall als Eisen verwendet.

Wenn nun einerseits bezüglich der Paulinus-Lade eine gewisse Verwandtschaft mit dem Brauch der spätrömischen und theilweise der fränkischen Zeit unverkennbar ist, so treten anderseits die Unterschiede um so augenfälliger hervor. Ist es im Allgemeinen schon die Kostbarkeit der Ausstattung, welche dem Sarge eine hervorragende Bedeutung verleiht, so sind es namentlich die Einzelheiten und Zuthaten, welche nicht sowohl für den geradezu einzigen Werth dieses Fundstückes, sondern namentlich für sein hohes Alter Zeugniß ablegen. In diesem Sinne beweisend sind vor Allem die Bronzebeschläge. Wie es den Anschein hat, liegt überhaupt, bis jetzt hier der einzige Fall, der Ausstattung mit Bronzebeschlägen von einer solchen Mächtigkeit vor. Selbst in kleinen Massverhältnissen gelten z. B. Bronzebeschläge an Cassetten aus Frauengräbern zu den seltenen Funden (Vergl. Lindenschmit, *Alterth. d. heidn. Vorzeit* II. Heft IX, 6, 1—3). Nach dem Erfahrungssatze, dass der Gebrauch von Eisen die Benützung von Bronze stehend zurückgedrängt hat (Vergl. Bonner Jahrb. 44, S. 100),

darf die ausgiebige Verwendung von Bronze im Allgemeinen für eine verhältnissmässig frühe Zeit in Anspruch genommen werden; so auch in unserem Falle.

Ehe übrigens eine Zeitbestimmung getroffen wird, sind noch die sonstigen Theile der Ausstattung hier zu erwähnen. So finden sich an den verschiedensten Stellen der Aussenwände Reste von feinen, gemusterten Geweben, welche so dicht und glatt an der Holzfläche anliegen, dass man annehmen muss, sie seien fest darüber gespannt und sogar aufgeklebt gewesen. Merkwürdiger Weise erstreckten sie sich über die Bronzebänder, so dass nach dem Verschluss der ganze Sarg in den Seidenstoff muss eingeschlagen worden sein. Die Spuren der Gewebereste haften zum Theil noch auf der Oberfläche der Beschläge; an anderen Stellen lässt sich die Textur der Stoffe in dem Rostüberzug der Metallflächen unzweifelhaft erkennen.

Die hier verwandten Stoffe fanden sich gleichfalls unter den stofflichen Beigaben im Innern des Sarges und werden am Geeignetsten mit jenen zusammen besprochen. Aus der Uebereinstimmung der beiden Gewebe ergibt sich aber zunächst die Folgerung, dass die Umhüllung der Reliquien zur gleichen Zeit mit der Anfertigung und dem Verschluss der Lade geschah. Die Umkleidung der Lade mit einem werthvollen Seidenstoffe ist auf die Absicht zurückzuführen, den Sarg mit seinem so theuer erachteten Inhalte entsprechend zu schmücken und ihn durch eine kostbare Verhüllung ehrwürdig zugleich zu machen: ein uralter, in den Anschauungen der ganzen antiken Welt begründeter Zug, der auch in die kirchliche Liturgie übergegangen ist und in den verschiedensten Aeusserungen darin zu Tage tritt. In dem Reliquienkult begegnen wir diesem Brauch wiederholt. Bei der Uebergabe der Reliquien des Modoaldus war beispielsweise die Lade mit einem Teppichgewebe verhüllt. Auch Einhart (Hist. transl. l. c. 16, 21) behängte den Schrein der heil. Marcellinus und Petrus mit linnenen und seidenen Stoffen und errichtete darüber ein baldachinartiges Gerüste aus Holz, das er abermals mit kostbaren Geweben schmückte. Er bemerkte dazu, dass er dies nach dem im fränkischen Reiche bestehenden Gebrauche gethan habe (Hist. transl. l. c. 21 „ . . . Sacra beatorum Martyrum corpora novo loculo recondita, in absida basilicae locavimus; et, sicut in Francia mos est, superposito ligneo culmine, linteis et sericis palliis ornandi gratia conteximus, apponentes altare“). Der Orient hat diese Gewohnheit bis zur Stunde noch bezüglich hochverehrter Grabstätten bewahrt: mit den kostbarsten Stoffen sind die Sar-

kophage der berühmten Scheiks, der Chalifen, und des Propheten be-
 hangen. In der verwandten Behandlung des Schreins des heil. Paulin
 begegnen wir somit einem ebenso charakteristischen, als hochalter-
 thümlichen Brauch. Noch sei erwähnt, dass an einzelnen Stellen,
 namentlich auf Theilen der Beschläge auch Reste eines hellen, grob-
 faserigen Gewebes hafteten, das nicht Seide, sondern ein linnenartiger
 Stoff zu sein scheint. Es liess sich nicht bestimmen, ob dieser Stoff
 ehemals eine so grosse Ausdehnung hatte, dass er den ganzen Sarg
 als äussere Hülle umkleidete. Nach Analogie des von Einhart be-
 schriebenen Falles wäre es schon möglich gewesen. Aus der Collatio
 Friderici ppi (bei Schmitt a. a. O. S. 183) erhellt übrigens, dass
 man die Lade 1402 mit vielen und verschiedenen seidnen Stoffen
 umhüllt fand und diese bei der Eröffnung zurückgeschlagen wurden.

Die weiteren Zuthaten an der Lade bestehen in drei silbernen
 und einem goldenen Zierstück. Die Collatio Friderici ppi beschreibt
 sorgfältig diese kostbaren Beigaben (Vergl. Schmitt a. a. O. S. 183,
 der indess die Uebersetzung minder zutreffend gibt, da ihm eben die
 Anschauung fehlte). Sie schildert zunächst die ehernen Beschläge,
 deren Oberfläche mit Zeichnungen verschiedener Art in getriebener Arbeit
 verziert waren. So glaube ich wenigstens die etwas rednerische Be-
 schreibung („in quarum [ligaturarum] superficie sunt imagines eleva-
 tae diversarum materialiarum“) auffassen zu sollen. Dann erwähnt er
 zwischen denselben silberne Scheiben (nicht Kugeln, wie Schmitt wieder-
 gibt) mit verschiedenen Darstellungen von heiligen Gegenständen in
 kunstreicher Arbeit („inter binas et binas refulgent argenteae sphaerae
 etiam diversis sanctorum imaginibus operose confertae subtilitate“).
 Im Einzelnen erwähnt er auf dem Sarg über der Brust des Heiligen
 eine in Silber ausgeführte Scheibe mit dem Monogramm Christi von
 einem Lorbeerkranz umgeben und fügt davon sogar eine Handskizze
 seinen Worten bei. Dieses Stück, wie ein zweites am Fussende des
 Sarges, davon noch die Umrisse und die Nägelspuren auf dem Deckel
 sichtbar sind, fehlt bedauerlicher Weise. Nach der Collatio glaubte
 man nämlich einige dieser kostbaren Beigaben entnehmen zu dürfen
 („Quarum . . . aliquas duximus excipiendas“). Fast liegt die Ver-
 muthung nahe, dass man in diesen entnommenen Stücken gerade die
 werthvolleren erblickte und sie um desswillen entnahm. Ein läng-
 liches, oben gerundetes und an der Unterseite gebrochenes Täfelchen
 aus stark oxydirtem Silber beliess man, wahrscheinlich gerade seines
 unansehnlichen und defekten Zustandes wegen. Jedenfalls ist uns

darin ein hochbedeutendes Stück gerettet. Endlich gedenkt Friedrich's Fundbericht noch zweier kostbaren Beigaben am Kopfende, die er als eine Art Verschlussstücke ansieht („Rursus ad caput . . . est eadem tumba argenteis seris pretiose conclusa“). Beide Stücke haben sich glücklicherweise erhalten. Sie sassen beim Kopfende der Lade, aussen, in der Mitte, unmittelbar unter der Stelle, wo der Deckel eingeschoben war, eins über dem andern: zuoberst eine Silberplatte mit erhabenen Darstellungen und darunter die in Feingold ausgeschnittene Scheibe mit dem Monogramm Christi. Beide Stücke hafteten noch fest am Holz und wurden bei der jetzigen Eröffnung erst heruntergenommen.

Knüpfen wir die Einzelbetrachtung zunächst an jenes Stück an, welches mit allen seinen Einzelheiten die engste Verbindung mit dem Schrein und der Beisetzung überhaupt aufweist: es ist jenes Silberplättchen vom Deckel. Dasselbe ist 0,122 m lang und 0,065 m breit und aus einer ziemlich starken Lamelle von Feinsilber hergestellt. Leider ist der Zustand der Erhaltung nicht befriedigend, indem die rechte untere Hälfte arg verstümmelt und das Metall überhaupt sehr spröde und brüchig erscheint. Dem Täfelchen war ein noch erhaltenes, gleich grosses Stück von vergoldetem Leder untergelegt und beide Stücke übereinander mittels Bronzenägeln befestigt. Das Lederstück zeigt deutlich den plastischen Abdruck der ausgeschlagenen Zeichnung des darauf gehefteten Plättchens. Die Oberfläche des letzteren ist auffallend stark oxydirt und lässt in der Rostschicht die Textur von Geweben erkennen, die einst fest darauf auflagen und durch den Rost darauf hafteten. Es ist darum die Annahme gerechtfertigt, dieses Silbertäfelchen als Beigabe anzusehen, welche bei der Recondirung der Gebeine auf der Lade befestigt ward, ehe und bevor die Einhüllung mit den Seidenstoffen erfolgte. Die Spuren von den Geweben konnten nur dann und solange sich einprägen, als das Gewebe selbst einen kernigen Bestand hatte, solange es neu war. Wir meinen damit den Einwand abzuschneiden, dass die in Rede stehenden Spuren etwa auch noch dann hätten entstehen können, nachdem man 1402 das Grab eröffnet und beim Verschluss die vorfindlichen Stoffreste über dem Deckel etwa wieder ausgebreitet hatte. Wie die feinfaserigen Stoffe damals längst schon ihrer Haltbarkeit und jeder Festigkeit verlustig gegangen waren, ist ein solcher Vorgang gar nicht denkbar. Vergl. Taf. VII.

Die Bearbeitung des Täfelchens ist mit unverkennbarer Sorge ausgeführt; sie unterscheidet sich darin entschieden vor den anderen metallischen Beigaben. Die Zeichnung ist ausgeschlagen, und das

darunter gelegte vergoldete Leder erschien als Folie. Das Monogramm Christi mit den Zeichen $\Lambda \Omega$ erscheint an bevorzugter Stelle; in sachgemässer Anlehnung schliesst die Tafel selbst im Halbrund. Die darunter befindlichen Buchstabenreste lassen deutlich IX am Anfang erkennen. Die Ergänzung in $IX\Theta Y\Sigma$ ist vielleicht zulässig, aber wohl nicht zweifellos¹⁾. In dritter Reihe sind die Reste eines Monogramms vorhanden, die man auf $PAULINUS$ zu deuten geneigt war. Auch diese Lösung möchte ich dahingestellt sein lassen; immerhin kann eine Ergänzung in diesem Sinne nicht unbedingt verworfen werden, namentlich unter der Voraussetzung, dass diese Silbertafel recht eigentlich einer Aufschrift gleich zu achten sei. Denn von den auf uns gekommenen Beigaben enthält keine einen Hinweis auf die Person des hier Beigesetzten; ob dies bei den 1402 entnommenen Stücken der Fall gewesen, ist nicht eben wahrscheinlich, ja bei dem gänzlichen Schweigen der Collatio über diesen Punkt sogar in Abrede zu stellen. Was gerade diese entnommenen Zierstücke betrifft, so bezeugen die Nagel Spuren über der Mitte des Deckels das ehemalige Vorhandensein einer Scheibe von etwa 0,135 m Durchmesser; am Fussende sind es zwei in einander befindliche Folgen von Nagel Spuren, welche eine einseitig gerundete, ziemlich grosse Metallplatte anzeigen. In allen diesen Fällen waren Bronzenägeln von der gleichen Beschaffenheit verwendet.

Wenn die Collatio weiterhin (a. a. O.) die beiden Zierrathen am Kopfende als Verschlussstücke ansah, so ist dies hinsichtlich des in Silber getriebenen Stückes ganz wohl begreiflich.

Die beiden Oeffnungen machen in der That auf den ersten Blick den Eindruck von Schlüssellochern, und trotz der figurengeschmückten Oberfläche mochte man zunächst an ein Schlossblech sich erinnert finden. Die aus starkem Silberblech bestehende Platte ist 0,088 m lang und 0,068 m hoch. Zwei Darstellungen von ungleicher Breite füllen die Fläche: jene zur linken zeigt Adam und Eva rechts und links von dem Baum, an dem die Schlange sich emporringelt. Rückwärts von den beiden Figuren ist in längsseitiger Anordnung eine Legende angebracht.

MARTINIAMI — MANVSIVMAT

In der linken Hälfte der Darstellung ist das Silberblech in roher

1) Hettner a. a. O. S. 33 glaubt, dass die Ergänzung des Monogrammes in diesem Sinne nicht völlig sicher sei, obgleich die Möglichkeit derselben durchaus nicht in Abrede gestellt werden soll.

Weise von einer länglichen Oeffnung durchbrochen. Eine zweite querliegende Oeffnung greift vom ersten Feld in das zweite hinüber, überschneidet hierbei rücksichtslos den trennenden Perlstab und verletzt sogar die Hauptfigur aus der Auferweckung des Lazarus. Gleich hier sei bemerkt, dass das Silberblech der ausgesparten Oeffnungen rückseitig umgebogen ist.

Beide Darstellungen gehören nach ihrer ganzen Auffassungs- und Behandlungsweise dem frühchristlichen Bilderkreise an. Nach dieser Seite bieten sie keinerlei Besonderheiten, so dass es darum kaum angezeigt ist, länger bei den Darstellungen selbst zu verweilen.

Hier nur einige Bemerkungen über das rein Formale und Technische des Stückes.

Die Figuren von Adam und Eva sind mit ziemlichem Verständniss für das Körperliche behandelt. Bei der Auferweckung des Lazarus hat die Gestalt Christi einen starken Kopf; dagegen ist die Bewegung der Beine wiederum ganz gut. Die Darstellung von Lazarus in der mumienartigen Erscheinung ist sehr dürftig. An dem Grabmal ist eine Architektur von gewundenen Säulen angedeutet.

Unter den beiden biblischen Darstellungen zieht sich ein Fries mit bewegten, fein durchgebildeten Jagdscenen: ein Hund jagt in vollem Lauf zwei Hasen; dazwischen ein stilisirter Baum; dann greift ein Jäger mit Hund einen mächtigen Eber an; abermals trennt ein Baum die Scenen; dann folgt ein Hirsch, den ein Löwe von rückwärts niedergeworfen hat. Hier ist das Silberblech abgeschnitten und sogar die letzte Darstellung verstümmelt. Da die beiden ersten Scenen einander zugekehrt sind, die letzte aber nach aussen gewendet ist, so fehlt offenbar hier das ergänzende Motiv. Aus diesem Umstande, wie aus der ungleichen Raumtheilung bei den biblischen Darstellungen darf mit Sicherheit geschlossen werden, dass das Stück willkürlich auf vorliegende Form zugeschnitten ist und einem Gegenstande von grösserer Ausdehnung ursprünglich angehörte. Aus diesem Grunde ist denn auch die Annahme begründet, dass die Legende gleichfalls nur ein Bruchstück darstellt. Da nämlich die Darstellungen nach oben hin ihre Fortsetzung hatten (nach unten schliesst der Fries zweifellos ab), so könnte jede beliebige Ergänzung zu dem aufwärts laufenden Namen gedacht werden, die in den rechtseitig herabziehenden Worten ihren Schluss fände. Wäre es jedoch möglich die beiderseitigen Schriftzeichen mit einander in Beziehung zu setzen, so könnte diese Inschrift wohl mit dem Bruchstück in einem in sich abgeschlossenen Zusammen-

hang stehen und wäre dem Fragment aufgestanzt. Ob aber die Legende dann auf die Verwendung des Stückes an der Paulinuslade bezogen werden dürfte, ist damit keineswegs ausser Frage gestellt, wenigstens sprechen die gewaltsamen Durchbrüche entschieden dagegen.

Für eine nicht organische Verwendung des Stückes zeugt endlich, nebst den bereits erwähnten, Schlüssellochern ähnlichen Durchbrüchen in dem Mittelgrunde, die gewalthätige Durchlöcherung zum Zweck der Annagelung auf dem Sarge. Die Vermuthung, dass hier nur ein Fragment vorliegt, wird durch den Hinweis auf eine in den Bonner Jahrb. XIII abgebildete Tafel von Silberblech bestätigt, welche eine ganze Folge frühchristlicher Darstellungen in naheverwandter Behandlung aufweist. Ueber die Herkunft des in dem akademischen Kunstmuseum zu Bonn aufbewahrten Gegenstandes ist leider Näheres nicht festzustellen; naheliegend ist es übrigens, dass derselbe ein Fundstück der Rheingegend ist. Die Anfertigung des Trierer Stückes scheint derart erfolgt zu sein, dass die Darstellungen mit Stempeln von rückwärts eingeschlagen und die aufgetriebene Vorderseite dann mit dem Stichel stellenweise nachgearbeitet wurde, so die Haare der Figuren; auch ist mit dem Punzen Einiges tief gesetzt, wie der Nabel des Adam, theilweise auch die Gesichter und die Gewandung bei der Auferweckung; ebenso sind bei den Thierscenen die Umrisse nachgearbeitet.

In der ganzen Herstellung des Stückes bekundet sich eine gewisse handwerkliche Geläufigkeit: es ist nicht die Leistung einmaliger, kunstmässiger Arbeit, sondern wiederholter Erzeugung, wengleich sie ihrer Natur nach nicht gewöhnlicher Art war. Am Ehesten möchte man glauben, dass solche in Silber gestanzte Bleche zur Bekleidung von Schmuckkästchen oder auch Gegenständen religiöser Bestimmung mochten gedient haben. Neben dem bereits erwähnten Silberblech mit ähnlichen Darstellungen zu Bonn dürften auch die Reste von gestanztem Bronzeblech hier in Vergleich gezogen werden, welche vielleicht als Ueberzug eines Holzbeckers oder eines Lustralgefässes mochten gedient haben und auf dem römisch-fränkischen Todtenfelde von Wies-Oppenheim bei Worms 1878 gefunden wurden. Dieselben werden dermalen im Museum zu Worms bewahrt (Abb. bei Lindschm. Denkm. uns. heidn. Vorz. III. 10, 4, die Inschrift jedoch gänzlich fehlerhaft wiedergegeben), sind aber von ungleich barbarischer Arbeit und jedenfalls beträchtlich jünger als das hier in Rede stehende Stück. Schon das Vorkommen der Jagdscenen und die im Ganzen den Kunstgebilden

der Katakombenzeit nahestehende Behandlungsart weist demselben seine Entstehungszeit vor dem Zusammenbruch der römischen Kultur an. Mag dasselbe immerhin diesseits der Alpen gefertigt sein, so ist es ausschliesslich von römischer Geschmacksrichtung beeinflusst, ein für die Datirung entscheidendes Moment.

Diese Silberplatte war über einer 0,05 m breiten und 0,04 m hohen Vertiefung angebracht, die in die Holzdicke eingestemmt war und ringsum einen Falz hatte; darin sass ein Holztäfelchen, das seinerseits mit Resten von Bronzeblech und durchgehenden Nägeln beschlagen war. Darüber legte sich die Silberplatte. Letztere fand ich nun blank gereinigt vor. Oxydation hatte an der Oberfläche sich nicht geltend gemacht; wohl aber an der Rückseite, wo Bronzetheile anlagen. Ob auf der Oberfläche sich irgend Spuren der Gewebe fanden, wie über den Bronzebeschlägen, konnte ich nicht mehr feststellen.

Dass die an ein Schloss so unmittelbar anklingende Erscheinung ehemals mit einem Verschluss in eigentlichem Sinne nicht versehen war, schien mir gewiss. Es fanden sich weder Theile eines Schlosses vor, noch stimmte mit den vermutheten Schlüssellochern die Beschaffenheit des Kernes, noch war eine Aussparung in der Wandung des Sarges, wo die Zunge nach dem Deckel durchgegriffen hätte. Der Deckel war gerade in der Mitte über dem Silberblech mit einem eisernen Nagel auf die Stirnwand aufgeschlagen; die Reste des Nagels sitzen noch in dem Holz¹⁾.

Ob es zulässig ist, hier einen Verschluss mittels Schnüren anzunehmen, die durch die mit Holzpflocken verschlossenen Oeffnungen gezogen und hinter der Silberplatte durchgeschlungen waren, so dass deren Enden zu den Löchern derselben heraushingen, mag hier mit allem Vorbehalte angedeutet werden. Dass solche Verschlüsse mit Schnüren und Wachssiegeln vorkamen, erhellt, freilich aus späterer Zeit, aus der Uebertragung der Gebeine von Marcellinus und Petrus durch Einhart. (Hist. transl. l. c. 23 „Tum filis sigillorum admota

1) Hettner a. a. O. S. 32 spricht sich, wohl auf Grund einer späteren Untersuchung, seinerseits für ein Schloss mit einfacher Schiebvorrichtung aus, dessen Mechanismus sich in einer aus der Wandung ausgeschnittenen Vertiefung befand. Die in beiden über einander liegenden Schlossblechen befindlichen Ausschnitte nimmt er für das Schlüsselloch und das andere zum Eingreifen des Scharnierhackens; letzterer ist nicht erhalten. Ich kann nicht sagen, dass das thatsächliche Verhältniss diese Annahme ausser Zweifel stellt.

cerei flamma crematis, scrinia sine clave celeriter aperuit*). Möglich wäre, dass ein solcher oder ähnlicher Verschluss wäre vorgesehen gewesen, aber nie zur Ausführung gekommen; ebenso, und das will mich am Wahrscheinlichsten bedünken, könnte das Silberblech zuvor an einer Truhe verwendet gewesen sein und hätte dann abermals, aber ohne Verschlussvorrichtung dahinter, einem ähnlichen Zwecke dienen müssen. Wie die Dinge dermalen liegen, ist eine sichere Bestimmung kaum möglich.

Unmittelbar unter der Silberplatte sass, mit goldenen Nägeln angeschlagen, eine 0,057 m im Durchmesser haltende Scheibe von Feingold mit dem Monogramm Christi und den eingelegten Chiffren \mathcal{A} und Ω . Die Scheibe ist aus ziemlich starkem Goldblech kunstlos hergestellt. Die Flächen sind etwas nach den Rändern abgerundet und waren glänzend polirt. Von Lineament findet sich keine Spur. Ebenso rauh sind die Nägel aus Gold geschmiedet; der Stift ist derb und ziemlich stumpf, die Köpfe dagegen sind klein und oben flach.

Diesem Zierstück verwandt ist eine Silberscheibe von beträchtlicher Grösse, die an der linken Körperseite aussen am Sarg in einem Abstand von 0,805 m vom Kopfende angeschlagen war. Im Innern der breiten Reifen steht wieder das Monogramm mit \mathcal{A} und Ω , welche Chiffren sehr ungefüge gezeichnet und ebenso rauh zwischen den Schenkeln der Buchstaben befestigt sind. Sorglich ausgeführt, wenn gleich nicht gerade edel und schön in dem Ductus der Schriftzüge, ist die Legende nach einer Vorzeichnung fein punktirt:

ELEV THERA PECCATRIX POSVIT

Die Scheibe, 0,14 m im Durchmesser gross, war durch Silbernägel mit flachen, roh behandelten Köpfen auf dem Holz der Lade festgehalten. Sie wurde bedauerlicher Weise ohne Grund abgenommen und gereinigt. In Folge dessen ist nicht mehr festzustellen, ob auch hier der Stoff über das Zierrath hingezogen, oder ob die Scheibe auf den Stoff aufgeheftet war. In letzterem Falle wäre diese Motivgabe später der Lade aufgeheftet worden, wiewohl damit noch keineswegs ein langer Zwischenraum zwischen der Herstellung der Lade bezw. der Recondirung der Gebeine und der Anbringung dieses Motivgeschenkes angenommen werden müsste.

Beide Zierscheiben tragen das Monogramm in Verbindung mit den Chiffren \mathcal{A} und Ω und unterscheiden sich weder unter sich besonders, noch auch von dem auf dem Deckel aufgehefteten Stück (vergl. Taf. VII); höchstens kommt diesem eine bessere Zeichnung und sorglichere Aus-

führung zu. Dass dieselben der römisch-christlichen Periode Triers angehören, ist nicht in Zweifel zu ziehen. Die fränkische Zeit kennt solche Erzeugnisse nicht mehr. Der griechische Name ELEVThERA hat einen guten Klang und deutet geradezu auf hochfeine gesellschaftliche Verhältnisse. Die Verbindung des Monogramms mit Λ und Ω lässt nach dem übereinstimmenden Vorkommen bei dem erhaltenen und einem der 1402 entfernten Stücke auf besondere Vorliebe für dieses Symbol schliessen. Und da neue Gewohnheiten mit Neigung aufgegriffen und nachgeahmt werden, so dürfte schon um desswillen die frühere Entstehungszeit für diese Stücke in Anspruch genommen werden können (vergl. Le Blant, Manuel p. 27—29). Es stünde somit nichts im Wege, den Ursprung derselben gegen Ausgang des 4. Jahrhunderts zu setzen.

Fassen wir nach Erörterung der Einzelheiten das Ergebniss zusammen, so ergibt sich nach negativer Seite, dass in der ganzen Ausstattung kein Moment vorkommt, welches dem eigentlichen Mittelalter, namentlich der Zeit der Wiederauffindung von 1072 angehören könnte. Nach der geschichtlichen Ueberlieferung fand in der vorausgegangenen Zeit überhaupt eine Eröffnung nicht statt, bei welcher eine Veränderung des alten Bestandes hätte vorgenommen werden können. Diese Annahme wird durch die Abwesenheit Alles dessen bestätigt, was etwa das Gepräge karolingischer oder selbst fränkischer Zeit an sich trüge. Insbesondere sei dies mit Rücksicht auf die Stoffreste geltend gemacht.

Wäre deren Zufügung in dem frühen Mittelalter oder in Karolinger Zeit erfolgt, so wären sie von anderer Beschaffenheit: wir sähen dann orientalische Prachtgewebe verwandt, wie dieselben in zahllosen Beispielen bei Reliquienfunden aus diesen Zeiträumen nachgewiesen sind. Wenn beide Stoffmuster durch die Einfachheit ihrer Zeichnung auffallen, und Parallele nur ganz wenige sich dürften nachweisen lassen, so kann daraus keineswegs ein Einwand gegen ihren Ursprung in spätrömischer Zeit abgeleitet werden. Im Gegentheil stellt sie eben diese Einfachheit und Einzigkeit aus der ganzen Reihe frühorientalischer Stoffe heraus, die durch Zeichnung, Färbung und Textur zu Genüge bekannt sind. (Vergl. Taf. VII.)

Beide Gewebe sind aus Seide hergestellt und in Feinheit des Stoffes sich nahe stehend: jenes mit den Kreuzen war, wie eben erwähnt, aussen um den Sarg geschlagen und fand sich ausserdem sammt jenem mit dem ringförmigen Muster innerhalb der Lade als Hülle der

Gebeine verwendet. Ein Blick auf frühchristliche Mosaiken, wovon jene von Ravenna aus der Mitte des 6. Jahrh. am Ehesten in Betracht kommen, oder auf die Elfenbeindiptychen jener Zeit, weist den grossen Unterschied zwischen diesen Stoffen und den überladenen Geweben des byzantinischen Geschmackes nach: hier strotzende Pracht grossgemusterter Stoffe und in unserem Falle Gewebe, welche von höchster Feinheit sind, das mit dem Ringmuster in Purpur getränkt und mit einer sehr discreten Musterung ausgestattet. Wir dächten, dass das Zeugniß der Stoffe bestimmt genug spricht, um auf ihren Ursprung in der römischen Kulturperiode zurückzuweisen.

Als vor einigen Jahren aus Gräbern bei Kertsch in der Krimm römische Gewänder zu Tag gefördert wurden, erregte der Fall grosses Aufsehen; allein die Verlässigkeit der Thatsache war in keiner Weise zu bezweifeln. In der allerneuesten Zeit wurden nun gar nach mehr als vier hundert Arten zählende Stoffe aus ägyptischen Grabfeldern erhoben, welche uns die Kleidung der Lebenden wie der Todten vom dritten bis zum neunten Jahrhundert in einer wahrhaft erstaunlichen Mannigfaltigkeit und Kostbarkeit zeigen (vergl. Dr. J. Karabacek, Katalog der Th. Graf'schen Funde in Aegypten, Wien, k. k. österr. Museum, 1883 und Die Th. Graf'schen Funde in Aegypten, desgl.). Wiewohl dieselben den griechischen und römischen Gesellschaftskreisen angehören, so bieten sie doch keine völlig übereinstimmenden Gegenstücke zu den Trier'schen Stoffen¹⁾. Zwar kommen dabei ringförmige, wie auch Stauracin-Muster vor; allein die in Aegypten entdeckten Gewebe bestehen zumeist aus Leinen; Wolle und Baumwolle; Seidenstoffe finden sich nicht darunter. Ferner sind dieselben theils in kunstvoller Weberei,

1) Prof. Dr. Karabacek in Wien hatte die Güte, auf die Vorlage meines Gutachtens unterm 1. Octbr. 1884 brieflich also gegen mich sich zu äussern: „Ich stimme bezüglich der Datirungen der beiden Gewebeüberreste, sowie deren Classification als spätrömische mit Ihnen vollständig überein und erlaube mir nur beizufügen, dass gewobene zarte schachbrettartige Muster, ähnlich wie solches von dem (Taf. VII) abgebildeten Stücke geboten wird, auch in unserm ägyptischen Gräberfunde sich vorfinden, dort aber freilich aus baumwollenem oder wollenem Stoffe gefertigt sind. Auch die Reihungen von kleinen oder grösseren Kreisfiguren möchte ich als für die von Ihnen herangezogene Zeitepoche sehr charakteristisch erkennen; sie wiederholen sich in unserem Funde öfter. In den Mustern so wohl erhaltene römische Stoffreste aus einem europäischen Grabfunde, wie die Trier'schen, gehören allerdings zu den kostbarsten und unerwartetsten.“

theils in Gobelintechnik hergestellt und verziert, endlich auf's Reichste ausgenäht und bestickt. Ueberdies dürfte die Mehrzahl derselben wohl sicher jüngerer Entstehungszeit angehören, wie sich aus der ornamentalen Ausstattung und dem Herübergreifen orientalischer Kunstweise ergibt. Jedenfalls kann aus diesem jüngsten und hochbedeutenden Stofffunde keinerlei Einwand gegen die vorliegenden Gewebe hergeleitet werden; sie behaupten vielmehr unbestreitbar ihren römischen Ursprung und harren ebenbürtiger Vergleichsstücke.

Wir sind damit in den Beweis eingetreten, dass Einzelheiten, wie Gesamterscheinung des ganzen Fundes positiv für die Entstehung unter ausschliesslich römischer Kultur und Geschmacksrichtung sprechen. Mag man auch vielleicht für die Glanzperiode Trier's und in einem so sehr von der Pietät der Zeitgenossen ausgezeichneten Falle noch höheren Kunstwerth von den einzelnen Beigaben erwarten, und die Rauheit und Flüchtigkeit in der Ausstattung und Verwendung der Stücke etwa auffällig erscheinen, so berechtigen derartige Besonderheiten, die ich keineswegs verkenne, noch nicht, um desswillen allein die frühe Zeitstellung eines Einzelstückes oder die Einheitlichkeit des ganzen Fundes in Frage zu stellen. Wir haben vielmehr auch hier wieder zu constatiren, dass die bis jetzt gemachten Erfahrungen auf dem Gebiete der frühchristlichen Alterthumskunde, namentlich in den germanischen Gebietstheilen bei Weitem den ganzen Kreis des Lebens nicht umfassen, sondern im Gegentheil äusserst lückenhaft sind. Es kann daher nicht erstaunen, wenn neue Erscheinungen zu Tage treten, für welche die seitherigen Erhebungen nicht genügende oder keine Vergleiche zu bieten vermögen. Im Gegentheil sind solche Ergebnisse, wenn im Uebrigen die Verhältnisse unverdächtig sind, unbefangen aufzunehmen und den Resultaten der Wissenschaft ohne Bedenken einzureihen. So glaube ich den Fund von St. Paulin auffassen zu sollen.

II.

Wiederherstellung und Ausschmückung des Reliquien-Grabes und der Krypta¹⁾.

Wie die beabsichtigte Herstellung der Krypta überhaupt zur Eröffnung der Tumba des heil. Paulinus führte, so muss die ganze An-

1) Bei Erörterung dieser Fragen ergaben sich gar manche Punkte, welche über den nächstliegenden Fall hinaus von Interesse sind. Da die Frage bezüg-

gelegenheit ihren Schluss in einer entsprechenden Recondirung der ehrwürdigen Reste und in einer sachgemässen Herstellung der Krypta finden.

Um jedoch in der ganzen Angelegenheit des richtigen Standpunktes versichert zu sein, ist es von Wichtigkeit daran festzuhalten, dass die jetzige Aufstellung der Sarkophage keineswegs auf Willkür beruht oder durch gleichgiltige Beweggründe bestimmt ist, sondern mit Rücksicht auf eine altherrwürdige Ueberlieferung festgehalten worden ist. Das frühe Mittelalter hütete sich mit ängstlicher Scheu, die Ruhe der Heiligen zu stören, und selbst bei dem Umbau der Krypta und Kirche im Jahre 1740 liess man die alten Steinsärge an ihrem Platz, wie störend ihre Aufstellung auch in den ganzen Bau eingriff. So sehr war das vorige Jahrhundert noch von dieser Pietät gegen die Ruhe der Martyrer von St. Paulin erfüllt, dass man selbst jene Sarkophage, welche in eine Mauerflucht fielen, nicht von der Stelle rückte, sondern sie lieber, wie der Augenschein lehrt, in das Mauerwerk einschloss (vergl. Schmitt a. a. O. S. 421).

Diese Unverrückbarkeit der Sarkophage sollte nach meinem Dafürhalten auch diesmal und für alle Zeit unverbrüchlicher Grundsatz bei allen an der Krypta vorzunehmenden Arbeiten bleiben. Ich muss mich unter diesen Umständen für unverändertes Festhalten an der dermaligen Aufstellung aussprechen und glaube, dass ein ausdrückliches Verweisen auf die uralte, pietätvolle Anschauung aller vorausgegangenen Geschlechter die vollgenügende Rechtfertigung für das christliche Volk, wie für die weitesten Kreise sein wird.

Eine gleiche pietätvolle Berücksichtigung der alten Tradition tritt in der Anlage und baulichen Durchbildung der Krypta selbst uns entgegen. Die dreischiffige Anlage mit dem auf Pfeilern ruhenden schlichten Kreuzgewölbe sollte sich (vergl. Schmitt a. a. O. S. 420) an den vorausgegangenen Bau auf's Engste anschliessen. Unter diesen Voraussetzungen hat es auch für mich die grösste Wahrscheinlichkeit,

lich der Stellung zur Barockkunst eine brennende ist, so schien es mir angezeigt, auch diesen Theil meiner Aeusserung hier unverkürzt zum Abdruck bringen zu sollen. In St. Paulin selbst ist eine allseitige Entscheidung nicht getroffen worden. Die Sarkophage blieben inzwischen an ihrer Stelle. Im Uebrigen kann es nur von Nutzen sein, in der Sache entschiedene Stellung zu nehmen gegen alle weiteren Ausräumungsversuche, die unsere Kirchen nur in zu vielen Fällen um werthvolles Mobiliar und den Reiz einer wirkungsvollen Ausstattung gebracht haben.

dass der jetzt in der Mitte der Krypta, zu Häupten des Paulinus-Sarkophags vorhandene Altar an eine ältere Einrichtung gleicher Weise sich anlehnt. Directe Belege geschichtlicher Art vermag ich zwar nicht dafür beizubringen; denn der in der Auffindung von 1072 erwähnte kleine Altar (vergl. Schmitt a. a. O. S. 349) zu Füßen des heil. Paulinus, also östlich davor, wird mit dem Altar am Ostende der Krypta, wo sich ein solcher heute noch vorfindet, gleichbedeutend sein. Allein die Existenz des in der Mitte errichteten Altars für sich ist ein so gewichtiges Moment, dass ich um desswillen nicht blos für seine Beibehaltung mich aussprechen möchte, sondern auch an eine alte Gewohnheit in diesem Sinne zu glauben geneigt bin. Auch finde ich eine Unterstützung meiner Auffassung nach beiderseitiger Richtung in dem Umstande, dass der Altar als *altare fixum* behandelt ist und die feierliche Consecration erhalten hat.

Von diesen allgemeinen Anordnungen innerhalb der Krypta zu deren Ausstattung selbst übergehend, stelle ich als obersten Grundsatz auf, dass, da die Krypta mit der Oberkirche zeitlich, stylistisch und organisch im engsten, unzertrennlichen Verband steht, solche Aenderungen ausgeschlossen sind, welche diese Einheit stören. Es ist mit der Thatsache zu rechnen, dass die alte Anlage im vorigen Jahrhundert durch einen fundamentalen Neubau ersetzt worden ist und dieser eine der glänzendsten Leistungen der Zeit repräsentirt. Noch gilt es vielfach als ästhetisches Glaubensbekenntniss, die Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts über Bausch und Bogen zu verurtheilen und ihren Erzeugnissen nur mit Widerstreben eine Stätte an heiligem Ort zu gewähren. Allein die Zeit ist nicht mehr fern — und sie hat bereits begonnen — wo man billiger und mit besserem Verständniss eine Richtung zu beurtheilen weiss, welche das Leben nach allen seinen Beziehungen umfasste und alle seine Erscheinungen in die einheitlichsten, reizvollsten Formen zu kleiden wusste. Fügen wir hinzu, dass es eine Zeit war, die durch weitverbreitete Religiosität ausgezeichnet war, die an allseitiger Durchdringung des Lebens mit den Anschauungen des Glaubens gar mancher Periode der Welt- und Kirchengeschichte voranstand, und wo gediegene Frömmigkeit und christliche Sitte die breitesten Schichten der Gesellschaft durchdrang. Dass die Kunst einer solchen Zeit nicht so ganz verwerflich sein dürfte, liegt nahe. Darum spreche ich meine Anschauung dahin aus, dass die Herstellung und Ausschmückung der Krypta nur im Sinne der in der Paulinus-Kirche überhaupt vertretenen Kunstrichtung geschehen sollte.

Sobald man nämlich der Restaurationsfrage praktisch näher tritt, dürfte sich bald finden, dass gar nicht anders zu verfahren ist, will man nicht in die seltsamsten Irrsale gerathen. Man hat unter anderem von einer Ummodelung der Krypta im altchristlichen Styl gesprochen und dabei wohl an die Decorationsweise der römischen Katakomben gedacht. Nun finden sich freilich in dem Raume verschiedene Flächen und Gewölbefelder, wo man die bekannten spielenden Motive römischer Wandmalerei anbringen könnte. Ist damit aber eine innerlich begründete, logische Herstellung erfolgt? Liegt nicht damit die ganze Architektur vom Grundriss angefangen bis zu den profilirten Pfeilern, den Kämpfern und der Gewölbekonstruktion im unversöhntesten Widerstreit? Und wollte man gar die ganze Architektur in dem Sinne umgestalten, so hiesse das einem Phantom zu lieb eine tüchtige gesunde Bauanlage opfern, um mit Aufwand von höchst beträchtlichen Mitteln ein Surrogat zu schaffen, das an allen Ecken und Kanten ein unsicheres Wollen und ein ungenügendes Können dokumentiren würde. Denn darüber kann kein Zweifel sein, dass jeder Versuch in dieser Richtung unbefriedigend ausfallen muss, weil ausser den flüchtigen Wandmalereien alle Vorbilder für die zahlreichen sonstigen Erfordernisse fehlen. Das aber ist gewiss nicht wünschenswerth, dass die Zahl der aus dem Streben nach Archaismus verfehlten Restaurationen um ein weiteres Beispiel gerade an dieser Stätte vermehrt würde.

Wollte man aber nur einzelne Theile, wie die Tumba des heil. Paulin, in dem Sinne frühchristlicher Kunst umgestalten, so liegt auch darin etwas Gesuchtes, was die gewünschte Wirkung nicht erreichen wird. Sollte man um dieses Gedankens willen den jetzigen Sarkophag opfern, ihn beseitigen oder umgestalten? Ich dünke: nicht. Denn ist er im Kern noch alt, so soll man ihn um desswillen schonen und ehren und nicht abermals einer Prozedur unterwerfen, deren Ergebniss mir höchst fragwürdig ist. Hat das vorige Jahrhundert aber den Sarkophag erneuert, so ist derselbe nicht nur in possessione, sondern er stimmt auch mit der ganzen Richtung zusammen, welche die Kirche nebst der Krypta damals erhalten hat. Was übrigens im vorigen Jahrhundert mit so viel Pietät geschaffen worden, hat schon um desswillen ein Recht, geschont und geachtet zu werden. Warum soll unsere Zeit nicht ein Andenken an die löblichen Absichten unserer Vorfahren bewahren und auf kommende Geschlechter nicht die Denkmale jener Tage vererben? Mit Recht ereifert man sich gegen Zer-

störungen so mancher Art, welche uns um die Leistungen vorausgegangener Perioden aus verkehrter Geschmacksrichtung gebracht haben. Hiesse es aber nicht in den gleichen Fehler verfallen, wenn wir in demselben Sinne gegen den Geschmack des vorigen Jahrhunderts uns kehren? Ich fürchte, dass man in kurzer Zeit ein herbes Urtheil über jedes Vorgehen in dieser Richtung fällen wird; ich möchte meinerseits darum höchste Schonung empfehlen.

Noch sei bemerkt, dass eine Umgestaltung des Ganzen oder einzelner Theile im Sinne des frühen Mittelalters, etwa im Anschluss an die Auffindung und Recondirung von 1072, aus ähnlichen Gründen zu verwerfen sei. Mit demselben Rechte könnte man für die Gothik des 15. Jahrhunderts (mit Rücksicht auf den Befund von 1402) eintreten, und es wäre da schliesslich jede Zeit berechtigt, nur dass für die frühere sich die Schwierigkeiten bis zur Unausführbarkeit steigern. Bleibe man darum schlicht und recht bei dem, was vorliegt. Neben anderen bereits erwähnten Gründen hat diese Richtung den Vorzug, dass sie uns nahesteht, und wir für alle architektonischen, dekorativen und liturgischen Erfordernisse Vorbilder besitzen, deren Studium auch zu sicheren Zielen zu führen vermag.

Aus ähnlichen Gründen kann ich mich auch nicht für eine theilweise Umgestaltung der Fensterlaibungen der Krypta aussprechen. Bei der gewaltigen Last des Oberbaues ist es nicht rätlich, ohnehin schwierige und kostspielige Ausbrüche vorzunehmen, um ein im Ganzen kleinliches Resultat zu erzielen. Wie durchgehende Risse beweisen, haben nicht unbedeutende Bewegungen im Bau früher schon stattgefunden, so dass grosse Umsicht unter allen Umständen geboten ist. Ich gebe zu, dass die Einführung der Fenster nicht eben vollendet zu nennen ist; allein so störend, wie behauptet, sind sie denn doch nicht; sie erscheinen gerechtfertigt und damit erträglich durch die Erfordernisse im Aufbau der Chorarchitektur. Ich würde den Gewinn nicht eben gross finden, wenn man die innere Fensterlaibung, wie in Anregung gebracht, ausbrechen und die Seiten bis zu dem Schildbogen gerade anlaufen liesse. Noch weniger wäre ich, aus bereits erwähnten Gründen, für eine gänzliche Umgestaltung der gewundenen Laibungen der beiden seitlichen Fenster. Ich erachte dies unter Umständen für gefährlich, jedenfalls mit grosser Anstrengung und entsprechenden Kosten verknüpft und schliesslich für nutzlos. Sollte übrigens der Anblick der eigenthümlich vermittelten Lichteinlässe wirklich so störend befunden werden, dass hier eine Aenderung gefordert würde, so komme

ich auf meinen Vorschlag zurück, diese tiefen Fensternischen für die Aufbewahrung und Ausstellung der zahlreichen kleinen Reliquiarien, die in der Krypta wenig würdig da und dort angebracht sind, auszunützen, indem man die Nischen mit Schränken auskleidet, die Rückwand thürartig gestaltet, um eventuell zum Fenster zu gelangen, die Vorderseite aber mit Flügeln schliesst, welche innen entsprechend dekorirt bei Festgelegenheiten geöffnet würden. Mit reichen Draperien könnte das Innere bekleidet die Reliquiarien in würdiger Umgebung zeigen und so zur Zierde des ganzen Raumes beitragen, ohne dass man in die Architektur eingreift und zwecklos kostbare Mittel verbraucht.

Was nun die Ausstattung der Architektur der Krypta in ihrer Gesamtheit betrifft, so überrascht allerdings deren Einfachheit und der Mangel an schmückender Zuthat gegenüber dem Reichthum des Oberbaues. Die Erklärung dürfte darin zu suchen sein, dass man die bauliche Fertigstellung der Krypta mit grosser Eile betrieb und darum nur das Nöthigste vornehmen liess. Der hochbegabte Künstler, Chr. Th. Scheffler, welchem die Ausstattung des Plafonds der Kirche übertragen wurde, war damals noch nicht am Platz, und später bei Fertigstellung des Schiffes mochten die Mittel so sehr in Anspruch genommen sein, dass man nicht mehr auf die Krypta zurückkam; kurz sie blieb in einer ungenügenden Ausstattung hinter dem glänzend geschmückten Oberbau zurück. Aus diesem Grunde darf man aber sehr wohl gerade jetzt daran denken, ergänzend nachzuholen, was das vorige Jahrhundert nicht durchführte. Ich würde es darum durchaus angezeigt erachten, im Sinne der Dekoration der Oberkirche die Krypta schmücken zu lassen. Ich mache dabei die Voraussetzung, dass die sehr klar und einfach angeordnete Architektur unverändert belassen wird. Wände, Pilaster, Pfeiler und Gurten könnten entweder mit wirklichem Stuckmarmor (stucco lustro) bekleidet oder in diesem Sinne bemalt werden. Für die Deckenzone empfehlen sich jene gold- und gelbgemusterten Gründe, welche in der Oberkirche so glücklich alle freien Flächen füllen. Es würde damit eine warme, festliche Stimmung in dem Raum erzielt, der unter der öden Tünche jetzt frostig und unerquicklich erscheint. Dabei liessen sich sehr wohl die alten Verse wieder verwerthen, welche einst die Wölbung der Krypta zierten. (Vergl. Schmitt a. a. O. S. 131.) Gestatten es die Mittel, so könnte die Auskleidung der Gewölbe, aber immer im Anschluss an die Dekoration des Schiffes, mit Stiftmosaik erfolgen. Zur Verwendung figürlicher Darstellungen dürften sich die beschränkten Raumverhältnisse kaum eignen.

Vor eine schwierige Frage sehe ich mich hinichtlich des Oberbaues und der dekorativen Ausstattung der Altäre gestellt. Ich darf nicht verhehlen, dass sie von geringem Werthe und bizarrer Art sind. Dagegen möchte ich, ehe die Beseitigung ohne Weiteres erfolgt, doch die Frage anregen, ob man mit einer Aenderung nicht solange warten möchte, bis die Ausschmückung des Raumes erfolgt ist; sie könnten dann doch wohl durch reiche Vergoldung zu einer glänzenden Wirkung gebracht werden, die ihnen jetzt freilich ganz abgeht. Gerade die Barock-Kunst bietet für solche Fälle die glänzendsten Vorbilder. Können die vorhandenen Altäre jedoch belassen werden — und ein befähigter Dekorateur kann da schon Rath schaffen —, so würde ich mich für diese Alternative am Liebsten entscheiden. Ueberhaupt möchte ich darauf verweisen, dass es wesentlich darauf ankommt, in welche Hände die Restauration gelegt wird. Für unsere Architekten ist der Fall weit weniger als für solche Künstler des dekorativen Faches, welche die fragliche Periode wirklich kennen und mit Geschmack in diesem Sinne zu arbeiten verstehen. Die Schablone unserer modern-mittelalterlichen (sit venia verbo!) Dekorationsweise ist dafür absolut unzureichend; es bedarf vielmehr eines Künstlers, der das Zeitalter des Barocco und die Behandlung von Stucco vollkommen beherrscht und mit Liebe darin arbeitet. Gleich den oberen Theilen der Krypta bedürfte der Fussboden einer entsprechenden stylvollen Ausstattung, sei es in Mosaik, sei es in eigens gewähltem Plattenmaterial.

Nachdem einer der zu Seiten des Hauptaltars aufgestellten Sarkophage von seiner Umkleidung befreit worden ist, lässt sich die Frage aufwerfen, ob man nicht auch den entsprechenden Sarg freilegen soll. Ich würde in diesem Fall kaum ein Bedenken dagegen äussern. Alle übrigen Sarkophage dagegen sollten in dem überkommenden Zustande erhalten werden. Eine geeignete Polychromie in Nachahmung des Marmors nebst Vergoldung erschiene geeignet sie in ihrer Masse zu gliedern und auszuzeichnen.

Noch bliebe als letzter Punkt die Recondirung der Gebeine des heil. Paulinus zu besprechen. Am Meisten angezeigt will mir erscheinen, dieselben in würdiger Umhüllung mit einer auf eine Bleiplatte eingegrabenen Beglaubigung in einer Holzlade zu verschliessen und sie in dem grossen Sarkophag beizusetzen. Die Fugen des Steindeckels wären entsprechend zu verdichten. Auf die einstige Verwahrung zurückzugreifen und die Lade freischwebend aufzuhängen, hat gewichtige Bedenken gegen sich. Die alte Tradition ist fast seit einem Jahr-

tausend unterbrochen und hat somit keinerlei Recht auf Wiedererweckung. Die heutige kirchliche Praxis ist einem solchen Brauch überdies entschieden entgegen, so dass bezüglich der alten Bewahrung sicher gilt: magis admirandum quam imitandum. Ebenso halte ich es für nicht angezeigt, eine Oeffnung im Sarkophag nach Art der ehedem vorkommenen „fenestrellae“ anzubringen; auch dieser Gebrauch ist obsolet geworden und würde in seiner Erneuerung eher eine archäologische Spielerei, als ein ernstes Moment zur Förderung der Andacht begreifen. Da die Verehrung der Reliquien wesentlich auf dem Glauben beruht und die äussere Wahrnehmung gar nicht dabei in Betracht kommt, und jede Zeigung nur unter der Wahrung der höchsten Decenz erfolgen darf, so ist selbstredend Alles fern zu halten, was die Neugierde und falschen Eifer zu erwecken geeignet ist.

In Betreff des dem Paulinusgrab entnommenen Schreines und seiner Beigaben will es mir am Geeignetsten erscheinen, wenn gerade diese Stücke sichtbar bewahrt werden, da sie nicht selbst Reliquien im liturgischen Sinne sind, in ihrer ganzen Erscheinung aber eine Reihe von Momenten bieten, welche den Gläubigen, wie den Gelehrten vom höchsten Interesse sind und durchaus geeignet das Vertrauen in die Wahrheit der Tradition zu bestärken. Ich würde darum empfehlen, die Lade sorglich wieder in Stand zu setzen, alle Metalltheile wieder daran anzubringen und das Ganze unter einem starken, mit Glas versehenen Verschluss in der Krypta selbst aufzustellen. Abgesehen von der unmittelbaren Beziehung zum Paulinusgrabe erscheint die Bewahrung gerade da besonders angezeigt, weil in der gleichmässigen Temperatur am Ehesten alle Stücke in derselben Verfassung bleiben, wie bisher, während die Lade in einem trockenen Raume wahrscheinlich sehr bald bedauerlichen Veränderungen unterworfen sein würde.

Wenn ich in dieser Darlegung möglichst auf die Sache eingehend, mich geäussert und dabei wesentlich das erhaltende Moment betont habe, so glaube ich damit entschieden im besseren Sinne gerathen zu haben. Entspricht es schon durchaus den Anschauungen der Kirche und dem Wesen all' ihrer Einrichtungen, so erfordert es die Ehrwürdigkeit des Falles, um den es hier sich handelt, ganz besonders, den engsten Anschluss an die Jahrhunderte überbrückenden Ueberlieferungen zu wahren. Was aber von kirchlichem Standpunkte hierin direct gefordert wird, hat nicht minder die Zustimmung der heutigen Geschichts- und Kunstforschung. Indem ich mich bemüht habe, den

Forderungen der beiderseitigen Faktoren gebührend nachzukommen, kann ich nur noch dem Wunsche und der Hoffnung Ausdruck geben, dass im weiteren Verfolg der Angelegenheit die gleichen Erwägungen bestimmend bleiben möchten. Und wenn ich auch weit entfernt bin, in der Befolgung jedes Wortes dieser Darlegung das allein Richtige zu erkennen, so darf ich doch von den Gesichtspunkten, die mir massgebend waren, glauben, dass sie zum richtigen Ziele leiten dürften.

Nachtrag.

Im Verlauf der Untersuchungen hatte sich herausgestellt, dass unter der Barock-Ummantelung der übrigen in der Paulinus-Krypta aufgestellten Hochgräbern noch die alten Steinsärge erhalten seien. Unter Theilnahme der bischöflichen Behörden ward am 20. September 1883 die Eröffnung bzw. Besichtigung einiger dieser Grabstätten vorgenommen. Da ich der Vornahme dieser Handlung anzuwohnen Gelegenheit hatte, so verzeichne ich deren Ergebniss um so lieber hier, als dasselbe in den Rahmen der vorausgehenden Begutachtung gehört und, trotz ihrer mehr negativen Bedeutung, immerhin von Interesse ist.

Zunächst ward der Steinsarg, welcher nach der Tradition mit dem Namen des heil. Thyrsus bezeichnet ist, eröffnet. Hinter der Plattenverschalung zeigte sich ein schlichter Steinsarg von 1,48 m Länge, 0,46 m Breite und 0,40 m Tiefe; die Wandungen hatten eine Stärke von 0,09 m. Im Inneren fand sich das Bruchstück (0,48 m hoch, 0,116 m lang und 0,08 m dick) einer aus krystallinischem Kalk bestehenden Platte vor, welche oben und unten ein Karniesprofil mit zwischenliegenden Friesstreifen und halben Stab zeigt und in umgekehrter Folge abermals Streifen und Karnies. Der Charakter dieser Profilirung ist unverkennbar antiker Art; das Stück selbst könnte von der Wandung eines kostbaren Sarkophags herrühren, in dem vielleicht ehemals die jetzt in dem mittelalterlichen Steinsarg verschlossenen Reste beigesetzt waren. Ausserdem fanden sich Stoffreste einer aus gelben und weissen Fäden hergestellten Borte von geschachter Musterung und entsprechende Fransen vor; rückwärts waren blaue Fäden verwandt. Die Textur war grob und das Ganze in äusserst verwesendem Zustande, so dass

eine Bestimmung der Reste kaum thunlich war. Ausser geringen Holzfragmenten lagen nur einige Eisennägel von 0,04—0,50 m Länge bei. Der mit dem Namen des heil. Constans bezeichnete Sarkophag war aus weissem Sandstein vom linken Moselufer bei Pfalzel hergestellt, der Deckel mit dem sogen. Wolf zum Versetzen versehen. Die Bearbeitung war mit dem Flacheisen ausgeführt, aber nicht strigulirt. Die äusseren Maasse betragen: 1,83 m Länge, 0,63 m Breite, 0,45 m Tiefe. Der Steinsarg des heil. Maxentius war im Inneren mit strigulirter Bearbeitung versehen. Die Maasse sind: 1,85 m Länge, 0,45 m Breite, 0,40 m Tiefe, Wandungen 0,12 m stark, Deckel 0,25 m grösste Stärke. Der Sarg war nach der Vorderseite gebrochen und ausgeflickt. Im Inneren fand sich blos eine rund gedrehte Beinperle. Nach der archäologischen Seite boten somit diese Grabstätten durchaus unbefriedigendes Ergebniss. Es lässt sich der arme Inhalt derselben wohl am einfachsten aus der im 12. Jahrhundert erfolgten Umbettung erklären, zu welcher Zeit denn auch die sämmtlichen, hier vorfindlichen Steinsärge dürften beschafft worden sein.

Viel ergiebiger gestaltete sich dagegen die Eröffnung einer Anzahl hölzerner Reliquiarien, deren Ausstattung die Zeit des Barock verrieth. So wenig verheissend das Aeussere schien, so werthvoll erwies sich der Inhalt. Offenbar hatte man beim Umbau der alten Kirche im vorigen Jahrhundert die in den Sepulchra der alten Altäre niedergelegten Reliquien sammt mehreren Reliquiarien nicht mehr in den neuerrichteten Altären verschlossen; die Kleinheit der zur Zeit üblichen Sepulchra mag die Ursache gewesen sein.

Unter anderem fand sich die Stirnseite eines hochalterthümlichen Reliquiars mit dem Bilde des heil. Modoaldus vor. Das Stück besteht aus vergoldetem Kupferblech, von 0,185 m Höhe und 0,087 m grösster Breite, in welches mit derben Umrissen die höchst primitiv gezeichnete Figur des Heiligen bis zu den Knien eingegraben ist. In dem steilen Giebfeld ist eine von einem kreisförmigen Nimbus umschlossene Hand Gottes. Das Feld schliesst nach unten mit einem Schriftband, darauf in Kapitalschrift von theilweise gerundeter Form und einzelnen Ligaturen MODOWALDVS. Der Heilige trägt um das bärtige Haupt, dessen Scheitel kahl ist, den runden Nimbus; die Hände sind erhoben; in den Gewändern ist eine verzierte Albe und eine nach vorn kurze, spitz endende Casula mit Bortenverzierung und dem Pallium darüber erkenntlich; auch der Manipel scheint angedeutet. Seitlich unter den Armen sind derbe Rosetten in den Grund eingeschlagen. Der Schrift

und sonstigen Einzelheiten nach dürfte auch dieses Stück, trotz seiner barbarisch-alterthümlichen Erscheinung vor der Mitte des 12. Jahrh., etwa bei der Translation 1107, entstanden sein. Die stark vertiefte Zeichnung ist mit schwarzem, glänzendem Lack (Email?) ausgefüllt. Von dem Holzkern und den übrigen Theilen des Reliquiars fanden sich keine Reste vor. Nach der Form der Stirnfläche zu schliessen hatte das ganze einen schmalen, rechteckigen Körper und ein steilanlaufendes Dach, wie es bei frühromanischen Reliquiaren mehr vorkommt.

Ferner fand sich ein Trag- und Reisealtar von kastenartiger, rechteckiger Gestalt vor. Der Gesammterscheinung nach gehört das Stück der frühgothischen Kunstrichtung an: eine beigeschlossene Urkunde trägt die Jahreszahl 1249, so dass damit die nähere Datirung gegeben ist. Die Holzflächen sind bemalt und mit einer weissen Paste belegt, in welcher ringförmige Verzierungen eingedrückt waren; leider ist deren Zeichnung nicht mehr erkennbar. In die Längsseiten der interessanten Lade sind starke Tafeln von Bergkrystall eingesetzt, und in den Deckel ist eine kostbare, rothgeaderte Onyxtafel eingezogen. Schlichte Eisenbeschläge von kleeblattförmiger Endigung halten den Deckel mit dem Sarg zusammen. Trotz seines etwas verschlissenen Aussehens ist das Stück von hervorragendem Interesse.

Aus gesondert vorfindlichen Brettstückchen liess sich eine zierliche Holzlade von 0,168 m Länge, 0,084 m Breite und 0,042 m Höhe wieder zusammenstellen, die durch ihre Ausstattung einen hochalterthümlichen Charakter bekundet. In das feine Holz (Esche?) ist nämlich äusserst zart eine reiche Flächenverzierung eingeschnitten. Auf dem Deckel zieht sich ein breiter Rahmen von Bandverschlingungen um das Mittelfeld, das seinerseits mit barbarischen Vogelgestalten verziert ist. Die dicken Köpfe ähneln einem stumpfnasigen Hundekopf mit Ohren, wie sie der nordischen Verzierungskunst überhaupt und besonders der irisch-karolingischen Initial-Ornamentik (Vergl. Lamprecht, Init.-Ornam. 12. Taf. 1, 12, 13, 14) im IX. und X. Jahrhundert geläufig sind. Der Grund des Mittelfeldes ist mit flüchtigen, dreiseitigen Schnitten rauh gemacht und durchweg dunkel gebeizt; das Ornament steht hell, theilweise leicht roth getönt darauf. Am Deckel sind Spuren von Eisen-Bändern und einem Verschluss; auf einem Seitentheil hat sich der Rest eines schlichten Beschlags mit schwalbenschwanzförmiger Endigung erhalten. Da Holzarbeiten auf einer weit hinaufreichenden Zeit überhaupt von grosser Seltenheit sind und die niedliche Lade überdies in einer so charakteristischen Weise verziert

ist, so verdient dieselbe alle Aufmerksamkeit und wäre der sorglichsten Herstellung und Abbildung werth.

Flache Stücke von Bein mit ringförmigen und in Wellenlinien sich bewegenden Mustern waren mehrfach vorhanden und erinnern an ähnlich verzierte Stücke aus dem frühen Mittelalter. Hierher gehört auch noch ein aus weisser Erde geformtes Kreuz-Amulett, das zum Anhängen eingerichtet war. In eigenthümlicher Weise verschneiden sich darin zwei Kreuzformen, die gradlinige und die schräggestellte, das Andreaskreuz. Das seltene Stück ist 0,033 m hoch, 0,014 m breit und 0,009 m dick.

Zur Geschichte der Dokumentirung der Reliquien merkwürdig ist der Umstand, dass die grösseren der hier vorfindlichen Stücke mit starken, zwischen 0,010—0,015 m breiten Bleistreifen umschlungen und darin die Namen der betreffenden Heiligen in theils flüchtig, theils sorgfältig ausgeführter Schrift eingegraben waren. Dem Schriftcharakter nach dürften alle diese Bezeichnungen in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts zu setzen sein. Nach der kirchlich-archäologischen, wie nach der paläographischen Seite verdienen diese Beglaubigungen alle Beachtung.

Den Schluss der Funde macht ein dem späteren Mittelalter angehöriges Reliquiar in Form eines überdachten Kästchens, dessen Kern aus Holz hergestellt, dann mit grobem Linnen und darüber mit grün und weiss gemustertem Seidenstoff bezogen ist. Die Musterung besteht aus stehenden Schwänen, die hübsch stilisirt nach einer Seite gewendet sind. Sämmtliche Stücke wurden wieder in Verschluss genommen und sind in St. Paulin verwahrt. Eine eingehendere Veröffentlichung mit entsprechenden Abbildungen darf wohl noch erwartet werden.

Mainz.

Dr. Friedrich Schneider.